Der Sonntagsgast.

Jahrgang 13. **Beilage zum Nebraska Staats-Anzeiger.** **No. 45.**

Dreierlei Schnee.

Von Robert Kohlrausch.

Am vergangenen Abend hatte es zu schneien begonnen und noch war kein Aufhören. Unablässig fielen die weißen Massen herab, bald fein und körnig, bald in größeren Flocken, federähnlich und weich. Alles bedeckt, begraben, verborgen: Hügel, Berge, zerklüftete Wälle, überhängende Schneebänke, wellengleiche Gebilde, mit scharf geschnittenen Kämmen, überall. Die Männer und Mägde, welche die Wege frei zu machen gesucht, hatten ihre vergebliche Arbeit aufgegeben, und nun störte auch das dumpfe Geräusch ihrer Hacken und Schaufeln die tiefe Stille nicht mehr, klang nicht mehr hinein in die umhüllten Häuser, in denen ein graues, gedämpftes Licht herrschte. Zuweilen klingelte die Glocke am Hals eines abgetriebenen Pferdes, aber der Ton der Räder verstummte in den weichen, weißen Tiefen, wie die Schritte der Menschen.

Am Nachmittag war der Wind stärker geworden, ohne die Wolken vertreiben zu können. Dafür jagte er die Flocken in der Luft umher, daß es zuweilen schien, als schneie es von rechts und links, von unten nach oben. Aber nur für kurze Zeit. Dann kam er von der entgegengesetzten Seite heran und peitschte die weißen Federn gewaltsam zu Boden. Die Dächer fegte er glatt und ließ den Schnee an ihren Rändern abstäuben, gleich dem Schleier eines leichten Wasserfalls; und auch diesen Schleier zerriß er wieder, ihn auflösend in eine Wolke, die aus feinem Dampf gebildet schien. Wo der Wind die Fußsteige traf mit seiner vollen Gewalt, da machte er freie Bahn und schuf an Straßenecken, auf offenen Plätzen glatte, schwarze Flächen mit kleinen, grauweißen Höckern aus festgetretenem Schnee.

Solche Stellen waren gefährlich für die wenigen Menschen, die sich hinausgewagt hatten, und an einer solchen Stelle geschah es. Nichtsahnend war das Mädchen um die Ecke gebogen, den Schirm dem Schneesturm entgegengestemmt; hier fuhr der Wind ihr darunter, zerrte an ihrem Hut — er war groß und modern, und man konnte es dem Wind nicht verdenken, wenn er den hübschen Kopf ohne ihn sehen wollte, — sie griff in die Höhe, verlor den Halt, der Fuß glitt aus — da lag sie.

„Holla!“ klang eine frische, männliche Stimme hinter ihr. Und es blieb nicht beim Wort; eine feste Hand faßte die ihre; sie griff danach, hob sich auf die Knie und versuchte aufzustehen.

„Oh!“ Es war ein Schmerzenslaut, der über die Lippen kam, von welchen der Athem in einer zarten Wolke emporstieg.

„Haben Sie sich weh gethan?“

„Es ist der Fuß, nur der Fuß.“

„Gerade genug. Aber auf den Knieen können Sie hier nicht liegen bleiben, auf den Knieen vor einem Manne, bedenken Sie!“

Sie wurde noch ein wenig röther, die scharfe Märzluft hatte sie schon roth genug gemacht — und lächelte. Aber sie wagte eine neue Anstrengung, sich fest auf den freundlich gebotenen Arm stützend, und nun stand sie aufrecht.

„Ich danke Ihnen.“

„Dazu ist noch nicht Zeit. Ich werde Ihren Dank entgegennehmen, wenn ich Sie glücklich zu Hause abgeliefert habe. Da ist Ihr Schirm, da ist mein Arm und nun vorwärts!“

In seiner frischen, bestimmten Art war etwas, dem sie nicht widerstehen konnte. Sie stützte sich auf ihn und arbeitete sich an seiner Seite durch den Schnee.

„Solch' ein Wetter!“ sagte sie, um nur etwas zu reden. „Und doch haben wir schon März, Frühlingsanfang steht im Kalender.“

„Frühlingsanfang? Wahrhaftig, das ist reizend!“ Er lachte laut auf, aber seine Blicke richteten sich nicht auf die weißverschleierte Welt um sie her, sondern suchten in der Dämmerung unter dem Schirm das Gesicht der Begleiterin. Sie fühlte seinen Blick und schaute empor. Ein Lächeln gab Antwort auf sein Lachen, und in den vier Augen, die sich da unter dem Schirm begegneten, entzündete sich ein warmes Licht.

„Frühlingsanfang,“ wiederholte er leise, und jetzt lachte er nicht mehr.

Nun kämpften sie sich tapfer vorwärts durch Schnee und Sturm, eine Weile im Schweigen. Dann begann er wieder zu sprechen:

„Ich muß mich Ihnen feierlich vorstellen. Ich heiße Franz Ulrichs und bin Jurist.“

„Ach, Du lieber Gott!“ Sie rief es mit dem Ausdruck heiteren Schreckens. „Nehmen Sie es nicht übel, wenn ich Sie bedauere. Aber ich habe einen Bruder, der ist auch Jurist, und auf den habe ich einen Vers gemacht, um ihn zu trösten, weil er vor dem fünfzigsten Jahre nicht —“

Sie verstummte.

„Nicht gescheidt wird, meinen Sie?“

„Nein, nein, das nicht. Ich hätte nichts sagen sollen.“

„Aber ich weiß, was Sie sagen wollten. Daß ein Jurist vor dem fünfzigsten Jahre nicht heirathen kann, nicht wahr?“

„Was denken Sie von mir?“

„Daß Sie sagen, was Sie meinen, und daß man von den meisten jungen Damen das nicht behaupten kann. Wie gefällt's, wahrhaftig, mir gefällt's! Aber zu bedauern brauchen Sie mich nicht, ich könnte heirathen, wenn ich wollte, auf das Assessorengehalt brauchte ich nicht zu warten. Aber ich will nicht.“

„Sie wollen nicht?“ rief sie ganz erstaunt.

„Nein — das heißt, ich habe es nicht gewollt. Wer kann sagen, was geschieht, wenn der Schnee schmilzt? Wenn der Frühling kommt und der wunderschöne Monat Mai, wer weiß, welche Thorheiten er mit sich bringt?“

„Ach, da bin ich zu Hause!“ Sie sagte es mit einem Tone naiven Bedauerns und reichte ihm die Hand.

„Nun darf ich Ihnen doch danken?“

„Und ich Ihnen, nicht wahr?“

„Wofür?“

„Für ihre Gesellschaft. Es ist so hell und warm geworden, seit Sie neben mir gingen.“

Sie gab keine Antwort, aber die Augen, die offen zu ihm emporblickten, leuchteten auf. So standen sie schweigend einen Augenblick, der Wind drang nicht hierher in den kleinen Vorbau vor der Hausthür, eine tiefe Stille war um sie her, und die weißen Krystalle schwebten langsam zu Boden.

Er hatte ihre Hand lange gehalten, jetzt machte sie sich frei, klopfte den Schnee von ihrem Mantel und warf den Kopf zurück, daß die Schneeflocken sich aus dem braunen, krausen Haar über ihre Stirne lösten.

„Werde ich Sie wiedersehen?“

Sie schaute einen Augenblick wie sinnend vor sich hin, dann blickte sie noch einmal so offen wie vorhin zu ihm empor und sagte: „Ich werde mich sehr freuen, wenn es geschieht. Und nun leben Sie wohl. Ich danke Ihnen von Herzen.“

Sie war verschwunden, und er stand noch einen Augenblick vor der dunklen, schweren Thüre, die sich wieder geschlossen hatte. Dann ging er fort und schlenderte durch die Straßen, unbekümmert um Wind und Schnee. Es war ihm so warm und wohl, daß er den Rock öffnete und dem Sturme die Brust bot. Und als er eine Weile so gegangen war, blieb er stehen, breitete die Arme aus und rief so laut, daß ein paar Vorübergehende, das Wetter vergessend, stehen blieben, und lachten: „Gott sei Dank, Frühlingsanfang!“

* * *

Sie sahen sich wieder. Es war indessen Frühling geworden, und sie liebten einander.

Das Grün an den Bäumen des großen öffentlichen Parks bei der Stadt war noch ganz jung, frisch und hell, zum Theil fast gelb, wie das Licht der neuen Sonne. Mitten unter den grünen Genossen stand ein Kirschbaum, über und über voll mit Blüthen, leuchtend und weiß. Er hatte schon so viel von den weißen Blättern zu Boden geworfen, daß die Erde und die Bank unter ihm damit bedeckt waren, aber in seinen Zweigen zeigte sich keine Lücke.

Auf der Bank saßen die Beiden und athmeten die Luft des zu Ende gehenden Tages, die weich und warm über sie dahinstrich. Sie schlich sich in's Blut und ließ es rascher fließen. Und aus den Zweigen des Baumes, von der befreiten Erde empor, drang ein milder, süßer und doch kräftiger Duft zu ihnen, legte sich auf ihre Brust und schuf ihnen eine geheimnißvolle Angst.

Sie hatten noch niemals von Liebe zu einander gesprochen. Sie waren gewesen wie gute Kameraden, hatten gelacht und gescherzt und von Vergangenheit und Zukunft geplaudert. Aber heute war es anders, die Worte wollten sich nicht finden, der Frühling beklemmte, umwegte, bedrängte sie.

„Sagen Sie —“

„Fräulein Martha?“

„Woran denken Sie?“

„Denken? Muß man immer denken?“

„Was sonst?“

„Fühlen vielleicht!“

Sie sah vor sich nieder und wieder schwiegen sie. Der eine hörte des anderen Athem kommen und gehen. Der Mann aber rückte leise zu dem Mädchen heran und blickte fest auf das gesenkte Gesicht. Sie versuchte zu thun, als bemerkte sie es nicht, aber zuletzt ertrug sie es nicht mehr, schaute ihm in die Augen und lächelte. Und dann begann er zu lachen, lautlos, in sich hinein, und unter diesem Lachen, das seinen Körper erschütterte, kam sein Gesicht dem ihren immer näher und — dann küßte er sie.

„Wie dumm doch die Menschen sind!“ rief er fröhlich, als er sie frei gegeben, die sich nicht widersetzt hatte. „Sie lieben einander und sagen sich's nicht.“

Das Mädchen nickte. „Sie lieben einander“, wiederholte sie.

„Und nun ist's ja gesagt, nun gehören wir zusammen. Oder nicht?“

„Ich gehöre zu Ihnen, seit ich Sie gesehen.“

„Zu Ihnen?“

Ein kleines kokettes Zaudern, ein Blick von der Seite aus blitzenden Augen, und dann die ersehnten Worte: „Oder zu Dir, — klingt das besser?“

„Am besten von Allem, und ich will Dich belohnen!“ Jetzt war es kein schüchterner, fragender Kuß mehr, den er auf ihre Lippen drückte, jetzt war es die volle, jubelnde Freude gesicherten Besitzes. Und indem er sie umschlang, und an sich zog, stieß sein Arm an den Stamm des noch jungen Baumes, der bis in die weiße Krone hinein zitterte und ein dichtes Gestöber von Blüthenblättern auf die Beiden herabsandte. Es war, als wolle er ihnen Glück wünschen, daß auch für sie der Frühling gekommen. Wieder hingen weiße Flocken in dem braunen Haar des Mädchens, und wieder warf sie den Kopf zurück, sie abzuschütteln.

„Wie damals“, sagte sie.

„Wie damals, — nur schöner.“

„Viel schöner, ja.“

Sie saßen Hand in Hand, in das Gefühl ihres Glückes versunken. Dann begann das Mädchen: „Wir müssen gehen, es der Mutter zu sagen. Sie wird sich freuen.“

„Meinst Du?“

„Sie wird Dich lieb haben, gewiß.“

„Und ich werde es zu verdienen suchen. Aber bleib noch, es ist hier so schön.“

Und sie blieb. Der Duft der Blüthen um sie her ward stärker, je näher der Abend kam, die Vögel in den frischbelaubten Zweigen sangen ein letztes Lied, ein paar weiße Wölkchen hoch oben färbten sich wie von einem fernen, wärmenden Feuer.

So saßen sie eine Stunde. Nun aber sprang das Mädchen auf, streifte die letzten Blüthenblätter von Haar und Gewand und sagte:

„Komm jetzt, es wird Zeit, die Sonne geht unter.“

Er gehorchte und stand auf, aber doch mußte er widersprechen.

„Nein, sie ist aufgegangen. Unser Tag hat begonnen.

* * *

Jahr um Jahr hatten sie den Tag gefeiert. Ihr Sohn war gestorben, ihre Tochter war von ihnen gegangen, dem Manne zu folgen, sie waren alt geworden und allein geblieben, aber niemals hatten sie es versäumt, dankbaren Herzens jener Stunde unter dem Blüthenbaum zu gedenken, der seinen Schnee auf sie herabgeschüttet. Diesmal wäre es fast anders gekommen. Sie war sehr krank gewesen in Wintertagen, und der Tod hatte zum zweiten Mal an ihr Haus geklopft. Aber er war vorüber gegangen. Sie konnte sich wieder der Sonne freuen, ihr Gesicht — milde und freundlich war es auch in der Krankheit geblieben — hatte die gesunde Farbe neu gewonnen, ein paar kleine Falten mehr vermochten ihm nichts anzuhaben, nur das Haar war weiß geworden, ganz weiß, und glatt gescheitelt lag es jetzt an den Schläfen.

So zeitig war der Frühling ihnen in diesem Jahre geschenkt, daß ihr Baum schon abgeblüht war, und die weißen Blätter welk und braun am Boden lagen. Um so wärmer umspielte die sommerliche Luft die beiden alten Leute, die neben einander dort auf der Bank saßen und Gedanken und Worte zurücksandten in die Tage der Jugend.

„Hast eigentlich einen prächtigen Mann an mir bekommen,“ sagte er scherzend und legte den Arm um ihre Schultern. Jetzt geschah es ganz ruhig und ohne Hast, und sein schwach gewordener Arm hätte des Baumes Stamm wohl nicht mehr zu erschüttern vermocht, der fest und stattlich hinter ihm stand.

„Habe oft meine liebe Noth mit Dir gehabt,“ gab sie mit fröhlichem Lächeln zur Antwort, „aber eine kluge Frau erzieht sich ihren Mann.“

„Eine kluge Frau, — wo ist sie?“

„Hier sitzt sie an Deiner Seite.“

„Hier neben mir? Ja, Gott sei Dank, da sitzt sie!“ In den letzten Worten klang nichts mehr von Scherz, und obwohl er noch lächelte, war ein feuchter Glanz in seinen Augen.

„Der Baum ist schon abgeblüht,“ begann sie nach einer Stille. „Wie oft haben wir daran gedacht! Erst der Schneesturm, der uns zusammenblies, dann jener Frühlingsschnee hier unter dem Baum, und nun —“

Sie brach ab und er schaute sie an. Sie verfolgte seinen Blick, der auf ihren weißen Haaren ruhte. Dann sagte sie: „Magst Du mich nicht mehr leiden? Nun liegt der Schnee mir auf dem Scheitel, er läßt sich nicht abschütteln.“

„Ja, ja, dreierlei Schnee,“ sagte er nachdenklich. „Den ersten beiden bin ich nie böse gewesen, sie erinnern mich an gute Stunden. Aber weißt Du, daß dieser hier mir der liebste von allen ist? Er hat sich angesammelt in langen Jahren voller Treue und Liebe. Er erzählt mir von den Stunden, die Du an den Krankenbetten unserer Kinder durchgemacht hast. Er spricht mir von den Tagen dieses Winters, als Du selber krank warst, und ich im tiefsten Herzen fühlte, wie lieb Du mir bist, als ich zu Gott betete, daß er Dich mir erhalte. Und was das Beste ist an diesem Schnee: er liegt nur auf Deinem Haar, nicht auf Deinem Herzen. Wir sind alt geworden mit einander, aber Dein Herz ist jung geblieben wie das meine. Der Mensch wird nur alt, wenn er nichts mehr liebt. Wir sind jung geblieben und werden es bleiben. Und wie ich damals Deinen Mund geküßt habe unter diesem Baum, so küsse ich heute den Schnee auf Deiner Stirn.“

Er beugte sich über sie und küßte ihr weißes Haar. Dann stand er auf und sagte: „Damals mahntest Du zum Gehen, heute muß ich es thun. Du bist krank gewesen, wir dürfen auf den Sonnenuntergang nicht warten.“

Und nun gingen die beiden Alten langsam zurück durch den grünenden, blühenden Park. Die Sonne stand noch hoch, und ihr helles Licht glitt über den Schnee auf dem Haupte der Frau. Hinwegzuschmelzen vermochte sie ihn nicht, aber ihr warmes Leuchten konnte den Sommer verkünden, der dem Alter so lieb ist, ihre Strahlen konnten schimmernde Gewebe spinnen, auf denen die Bilder von glücklichen Tagen zu schauen waren. Sie konnte Geld und Glanz auf dem Weg der alten Leute breiten und ihnen eine Ahnung in die Seele legen von der Welt, in der es keine Nacht, keinen Schnee und kein Sterben gibt.

Mayer III.

Eine schlaue Schüler-Geschichte von G. Jürgensen.

In dem Alumnat zu Z. ging es über die Maßen streng zu. Nicht blos, daß die Schüler nicht recht satt zu essen bekamen, nein, es wurden ihnen auch sonst alle möglichen Lebensgenüsse geschmälert, wie z. B. der trauliche Umgang mit gleichaltrigen, jungen Damen, das heimliche Kneipen, welches man doch in jenen Jahren so bitterlich gerne kultivirt, das Rauchen natürlich und vor allen Dingen leider auch der liebe, liebe Urlaub zu Verwandten, welcher natürlich insofern schon für die jungen Alumnaten die wesentliche Hauptsache bildete, als man, wenn man nur beurlaubt war, sich ja jeden der vorgenannten Genüsse in der bequemsten Weise zu verschaffen in der angenehmen Lage war. Um den Urlaub also drehte sich stets der ganze Gedankengang der bemitleidenswerthen Zöglinge.

Nun befanden sich aber auf der Anstalt, man mag mir dies glauben oder nicht, allein in der Prima drei sogenannte Mayers, und zwar hatten dieselben, obgleich unter einander durchaus nicht direkt verwandt, nicht einmal so viel Rücksicht genommen, sich mit verschiedenen ei's zu schreiben, sondern sie hießen schlankweg Mayer mit'n ganz flaumenweichen an und mußten demgemäß natürlicherweise nummerirt werden.

Mayer I war ein hervorragend schlaues Huhn und saß primus omnium. Er wußte sich selbst bei dem gestrengen Herrn Direktor stets liebes Kind zu machen und hatte es auch wirklich schon zweimal fertig gebracht, Urlaub zu bekommen. Mayer II war in seiner Art ja auch soweit recht schlau; als er aber kürzlich mal Urlaub haben wollte, da hatte die Sache doch recht große Schwierigkeiten, und erst als er dem alten Direktor aus einer Zeitungsannonce bewies, daß wirklich ein — Mayer gestorben sei, schenkte ihm dieser Glauben und ließ ihn fort. —

Der arme Mayer III gehörte aber entschieden unter die Pechvögel, war stets als äußerst renitent und faul bei seinem gestrengen Oberen notirt und als er kürzlich mal „in Todessachen“ nach Hause zu fahren wünschte, wurde ihm dies rundweg abgeschlagen, obgleich er nur um drei kurze Winterlage gebeten hatte und eine Beerdigung doch wahrlich keine Vergnügungsfahrt sei.

„Und wenn sämmtliche Mayers ausserben“, hatte der Schulvorstand ihm erwidert, „so schadet das auch nichts; Sie selbst sind dann ja, Gott sei Dank, noch immer da, denn Sie sind nicht todt zu kriegen. Also bleiben Sie nur ruhig, wo Sie sind! Vorläufig lernen Sie was, damit Sie nicht so begriffsstutzig bleiben!“

Na, das war nun allerdings eine sehr brutale Aeußerung und der ärmste Mayer III machte dazu ein recht betrübtes Gesicht. Zawiepweit er aber sonst im Großen und Ganzen begriffsstutzig war, ob er nicht doch am Ende ein klein wenig von der allgemeinen Mayer-Schlaue besaß, das werden wir ja bald zu sehen bekommen können.

Es war an demselben Nachmittage, an dem der arme Mayer III den Direktor um Urlaub angegangen hatte, als man wieder über den nicht unzubringenden Homer hockte. Wintertag. Es dämmerte bereits ein bischen und drohte bald ganz dunkel zu werden. Mayer I und Mayer II hatten bereits, als eben in der Klasse sitzend, eine Anzahl Hexameter (mit oder ohne Eselsbrücke, das bleibe ungesagt) fleißend übersetzt und siehe war denn auch an unsern Mayer III die Reihe gekommen, als, in Folge heftigen Schneefalles draußen, das Schulzimmer sich plötzlich derartig verdunkelte, daß an ein deutliches Lesen der an und für sich schon recht schnörkelhaften griechischen Buchstaben für heute garnicht mehr gedacht werden konnte.

Der Alte schien außerdem heute ausnahmsweise weich und gnädig gestimmt (er wollte nämlich möglichst bald in seinen wöchentlichen Skatklub), und so meinte er denn mit ungewöhnlicher Milde höchst geistreich: „Nun, ich sehe, es wird jetzt doch so dunkel, daß man nichts mehr sehen kann, wir wollen diesmal nur Andromache bei ihrem Abschied von Hektor nicht stören, denn wer weiß, was sie sich noch für Privatsachen zu erzählen haben! Mayer III, Sie können morgen fortfahren.“

Hiermit nahm der liebenswürdige, witzige alte Herr seinen Hut vom Nagel, wurde unter den entsprechenden höflichen Verbeugungen zur Thür hinaus complimentirt und in der nächsten Minute stürmte die ganze Klasse unter Freudengeheul in den Schulhof, um sich da brauzen tüchtig zu schneeballen; denn obgleich sie Primaner waren, hatten sie doch noch an so etwas Vergnügen. Wenn man nicht lieben, trinken und rauchen darf, so — schneeballt man sich eben. Das ist das Vorrecht der Jugend.

Am nächsten Tage war das Alumnat in furchtbarer Aufregung. Mayer III war nämlich verschwunden, plötzlich und spurlos verschwunden. Man suchte überall, in dem tiefen Keller und auf dem Boden des Schulgebäudes, in dem nahe gelegenen Wäldchen und schließlich sogar in dem See, der unfern der Anstalt lag; denn es mußte ihm entschieden wohl ein Unglück zugestoßen sein. Oder sollte er sich am Ende gar aus Verzweiflung über den verweigerten Urlaub selbst das Leben genommen haben? Entsetzlicher Gedanke! Dem alten Director schlug ganz bedenklich das Herz und auch wohl das Gewissen. Vielleicht war er doch zu hart gegen den armen Kerl gewesen. — Hm, hm! — Sollte man das Unglück gleich den tiefbetrübten Eltern melden? Das wäre doch wohl ein bischen voreilig! Damit wollen wir lieber noch bis morgen warten. Schließlich stellt sich hoffentlich doch noch heraus, daß er am Leben ist.

Nun man wartete bis morgen. Kein Mayer III erschien. Nun mußte naturgemäß die Meldung geschehen und zwar, da keine Telegraphenverbindung vorhanden, auf dem einfachen Wege der Landpost, denn das Alumnat lag tief, tief hinten im Lande, fern von allem sündigen Getriebe der großen Welt, wie es einem braven Alumnate zukommt. So vergingen zwei lange, bange Tage, während welcher selbstverständlich ebensowohl, wie an dem ersten, dem Unglückstage, vor lauter Aufregung keinerlei Schule abgehalten wurde, denn Alles befand sich ja immer noch auf der Suche nach der — Leiche! Endlich, endlich, am Morgen des vierten Tages, nachdem das Entsetzliche passirt war, kam mit der Landpost — ein Brief? Nein! sondern — Mayer III selbst, höchsteigenhändig, vergnügt und frisch, wie nie und mit dem harmlosesten Gesicht von der Welt!

„Aber, Sie Unglücksmensch!“ brach der alte Direktor auf ihn los, „wo haben Sie denn gesteckt? Wissen Sie denn nicht, daß Sie für uns schon seit drei Tagen todt sind? — Wo kommen Sie her, Elender?“

„Ich,“ meinte Mayer III, scheinbar vollständig verblüfft, „wo soll ich denn anders herkommen, als von zu Hause? Von einem Urlaub komme ich und melde mich hiermit gehorsamst zurück, Herr Direktor!“

„Von Ihrem Urlaube? Wer hat Ihnen denn Urlaub ertheilt, Sie niederträchtiger Ausreißer?“

„„Aber, Herr Direktor, Sie selbst doch! Entsinnen Sie sich denn nicht, wie Sie mir in der letzten Homerstunde am Schlusse noch so gnädig sagten: „Mayer III, Sie können morgen fortfahren!“? Die ganze Klasse wird nur das bezeugen können!““

Weiter brauch' wohl nichts erzählt zu werden. Mayer III war seit jenem Tage Hahn im Korbe, wenn auch nicht bei dem Herrn Direktor selbst, so doch bei der ganzen Prima, der er drei dienstfreie Tage verschafft hatte. Ja, ja, die Mayers!

Elephanten-Klugheit.

Der englische Major Skinner erzählt: In der dürren Jahreszeit trocknen in Indien fast alle Teiche und Lachen aus, die Elephanten leiden dann große Noth, des Wassers wegen, und sammeln sich massenhaft um jeden Teich und Tümpel, welche das ihnen so nothwendige Element am längsten behalten. In der Nähe eines solchen Teiches hatte ich einmal Gelegenheit, die erstaunliche Vorsicht der Elephanten zu beobachten. An der einen Seite des Pfuhles und hart an seinem Ufer begann ein dichter Urwald, auf der anderen Seite umgab ihn offenes Land. Es war eine jener prachtvollen, klaren Mondscheinnächte, die fast ebenso hell sind, als unser nordischer Tag, in welcher ich beschloß, die Elephanten zu beobachten. Die Oertlichkeit war meinem Zweck günstig. Ein gewaltiger Baum, dessen Zweige über den Teich weg hingen, bot mir ein sicheres Unterkommen in seiner Höhe. Ich begab mich bei Zeiten an meinen Platz und achtete mit gespannter Aufmerksamkeit auf Alles, was vorging. Die Elephanten waren keine fünfhundert Schritte von mir entfernt; aber doch mußte ich zwei volle Stunden warten, bevor ich einen von ihnen zu sehen bekam. Endlich schlüpfte, etwa dreihundert Schritte vom Teiche entfernt, ein großer Elephant aus dem dunklen Wald, ging mit höchster Vorsicht beiläufig zweihundert Schritte vor und stand dann still, um zu lauschen. Er war so ruhig gekommen, daß nicht das leiseste Geräusch gehört werden konnte, und er blieb mehrere Minuten stehen, bewegungslos, wie ein Felsblock. Dann erst rückte er in drei Absätzen weiter und weiter vor, zwischen jedem Vorrücken mehrere Minuten lang anhaltend und die mächtigen Ohren nach vorwärts öffnend, um auch das leiseste Geräusch aufzufangen. So bewegte er sich langsam bis an das Wasserbecken. Er dachte nicht daran, seinen Durst zu löschen, obgleich er dem Wasser so nahe stand, daß seine gewaltige Gestalt sich in ihm wiederspiegelte. Minutenlang verweilte er lauschend, ohne ein Glied zu rühren. Dann drehte er sich vorsichtig und leise um und ging nach derselben Stelle des Waldes zurück, von wo er gekommen war. Nach einer kleinen Weile erschien er wieder mit fünf anderen, mit denen er wiederum ebenso vorsichtig, aber weniger lautlos als früher auf das Wasser losging. Die fünf wurden von ihm als Wächter aufgestellt. Er kehrte in den Wald zurück und erschien nochmals, umgeben von der ganzen Heerde, von etwa achtzig bis hundert Stück, und diese führte er über die Blöße mit solcher Stille, daß ich, trotz der Nähe, die Thiere sich nur bewegen sah, nicht aber sie sich auch bewegen hörte. In der Mitte der Blöße blieb die Heerde nun stehen. Er ging von Neuem vor, verkehrte mit den Wächtern, untersuchte Alles, überzeugte sich von vollständiger Sicherheit, kehrte zurück und gab nun Befehl zum Vorrücken. In demselben Augenblick stürzte die Heerde gegen das Wasser los und warf sich ohne jede Scheu und ohne noch an Gefahr zu denken, mit aller Wollust in die Fluth. Von ihrer Schüchternheit und Furchtsamkeit war keine Spur mehr zu bemerken. Alle vertrauten ihrem Führer so vollkommen, daß sie sich um gar nichts mehr zu kümmern schienen. Nachdem die armen durstigen Thiere den Teich eingenommen hatten, und auch, als Letzterer, der Leitelephant eingetreten war, überließen sie sich gleichsam frohlockend der Wonne, ihren Durst zu stillen, sowie der Wohlthat des Bades. Niemals hatte ich eine solche Menge von thierischem Leben in einem so engen Raume gesehen. Es wollte mir erscheinen, als tränken die Elephanten den ganzen Teich trocken. Ich beobachtete sie mit der größten Theilnahme, bis sie sich mit Trinken und Baden Genüge gethan hatten. Dann versuchte ich, welche Wirkung ein unbedeutendes Geräusch auf sie ausüben würde. Nur einen kleinen Zweig brauchte ich zu brechen und die ganze feste Masse kam augenblicklich in Aufruhr und floh dahin wie eine Heerde aufgescheuchten Wildes in toller Hast und Eile.

Stummer Handel.

Ueber einen uralten Tauschhandel an der westafrikanischen Küste, der ohne persönlichen Verkehr vor sich ging, berichtet Herodot Folgendes: Die Karthager — bekanntlich ein bedeutendes altes Handelsvolk — erzählen von einem afrikanischen Volksstamme außerhalb der Säulen des Herkules — Straße von Gibraltar — wenn sie zu diesem kämen, blieben die Karthager auf ihren Schiffen zurück und ließen Rauch aufsteigen. Auf dieses Zeichen hin kämen die Eingeborenen an den Strand, legten neben die Waaren das ihnen entsprechend scheinende Gewicht an Gold und entfernten sich. Dann kämen die Karthager und sähen zu, ob das Gold den Werth ihrer Waare decke, in diesem Falle nähmen sie es und bestiegen ihre Schiffe, andernfalls ließen sie es liegen und zögen sich wieder zurück, bis die Afrikaner noch mehr Gold hinzugefügt hätten. Bemerkenswerth ist bei diesem stummen Handel die beiderseits geübte Ehrlichkeit. Denn weder nehmen die Neger die Waare eher weg, als bis sie den vielleicht sehr hohen Ansprüchen der Karthager genügt hatten, noch machten sich die Letzteren sammt Waaren und Gold auf und davon. Uebrigens soll nach Berichten eines Reisenden diese merkwürdige Art von Handelsverkehr auch noch im neueren Jahrhundert im Sudan und auf Sumatra sich vorgefunden haben.

Ueber den Charakter der Xantippe.

Die zweite Frau des Sokrates gilt als das Abbild einer zänkischen, tobsüchtigen, unvernünftigen Frau. War sie das wirklich? Leidenschaftlich leicht erregbar mag sie gewesen sein. Soll sie doch einmal einen Kuchen, den Alkibiades geschickt hatte, auf den sie, weil ihn ihr Mann liebte, eifersüchtig war, mit den Füßen zertrampelt haben. Aber sie mochte wohl zuweilen nach ihrer Ueberzeugung gerechte Ursache haben, mit ihrem Sokrates unzufrieden zu sein, der sich um Haus und Familie gar wenig kümmerte, den ganzen Tag herumspazirte und auch mit dem niedrigsten, ungebildetsten Menschen ein Gespräch anknüpfte und keineswegs so pünktlich wie sie es wünschte, zu Hause eintraf. Gerade der Gleichmuth, den Sokrates in allen Fällen des Lebens zeigte, mochte sie, eine leicht erregbare Person, in Wuth versetzen. Uebrigens sind die meisten von ihr erzählten Anekdoten späten Ursprungs und daher wenig glaubwürdig. Und beim Xenophon erwähnt Sokrates seinen Sohn Lamprokles zu Gehorsam und Dankbarkeit gegen seine Mutter, was er doch wohl nicht gethan hätte, wenn sie wirklich die Frau gewesen wäre, wie man sie jetzt gewöhnlich schildert.

Vorahnung.

„Kleiner, warum weinst Du denn?“

„Ach, ich habe heute die dritte Schulstrafe erhalten, und mein Vater ist Auktionator — der schlägt beim dritten Male zu!“